

Freud – ein Eroberer? In seinem Briefwechsel mit dem Berliner Freund Wilhelm Fließ spricht er selbst davon, daß ihn ein «Conquistadorentemperament» auszeichne. Er fühlte sich mehr als ein Eroberer denn als Wissenschaftler. Das war eine Haltung, die er sich aus seiner Jugend bis an die Schwelle des fünfzigsten Lebensjahrs bewahrt hatte. Als er Mitte der siebziger Jahre das Buch «The Depths of the Sea» des Engländers Sir Charles W. Thomson gelesen hatte, das eine dreieinhalb Jahre dauernde Expedition der H.M.S. Challenger veranlaßte, um bei einer Weltumsegelung nach Spuren des Tiefseelebens zu forschen, hatte ihn der Wunsch gepackt, eine solche Schiffsexpedition mitzumachen. Forschung war Abenteuer. Es galt überall neue Kontinente zu entdecken, wie eben die Tiefsee, von der man bislang nicht gewußt hatte, daß es in ihr Lebensspuren gab. Und unter den historischen Gestalten, mit denen Freud sich identifizierte, war es Hannibal, der Rom niederwerfen wollte, der ihn am stärksten zur Identifikation herausforderte. Sein Traum, in Rom einzuziehen, war ein Hannibaltraum. So könnte man fortfahren, um die Bahn von Freuds Forschertemperament nachzuzeichnen, der zum Entdecker des Unbewußten wurde, eines mächtigen Kontinents, von dem vor ihm nur wenige eine Ahnung gehabt hatten. Auf dieser Temperamentsbahn bewegte sich Freud Zeit seines Lebens, auch dann noch, als es ihm in erster Linie um die Sicherung seiner theoretischen Eroberungen ging. Vor allem seine Prosa zeigt die Merkmale seines gebändigten zupackenden Temperaments.

Solchen Erobererträumen sind auch andere der in diesem Band versammelten Köpfe lange gefolgt, ehe sie diese in die ruhigeren Bahnen der Reflexion lenkten. André Malraux war ein Abenteurer, der auf Kunstraub ausging, ehe er sich in einen Literaten und Kunstkenner von Rang verwandelte. Der Schauplatz seiner Abenteuer war das französische Kolonialreich im Fernen Osten, dessen beginnenden Zerfall der junge Malraux erlebte. Es mag diese Erfahrung des Niedergangs und der Unsicherheit gewesen sein, die ihn die Ewigkeit der Kunst Ostasiens und überhaupt die Zeitentobenheit der Kunst noch einmal mit ungezügelmtem Pathos würdigen ließ. Noch der Wille, die Kunst der Welt in ein die Gesamtheit ihrer Erscheinungen umfassendes Imaginäres Museum einzubringen, scheint in sublimierter Form den Traum des Abenteurers, alles an sich zu bringen, zu verwirklichen.

Daß geistige Leistungen ihre Energie gerade einem scheinbar ungeistigen Impuls verdanken können, ist weniger überraschend, als es den Anschein haben mag. Meist tragen die theoretischen Inspirationen und Entwürfe noch die Schlacken solcher irrationaler Quellen, und erst, nachdem sie in geregelter Form in die Welt getreten sind, werden sie als Werke der reinen Reflexion diskutiert und in einem ebenso skrupulösen wie temperamentlosen Exerzitium auf ihre Stichhaltigkeit geprüft. Dann geraten die Antriebe aus dem Blick, die zu den überraschenden und neuartigen Formulierungen geführt haben. Die Geschichte der Entdeckung neuer Wahrheiten verschwindet unter den Bemühungen, sie zu kodifizieren. Bei Außenseitern, wie es Elias Canetti als Erforscher der Masse war, ist dieser Zwang zur Reglementierung meist schwächer ausgebildet, und die Bereitschaft vergleichsweise größer, auf den eigenwilligen Wegen der Konzeption ihren Gedanken zu folgen. Sie zahlen dafür mit dem geringeren Gewicht, das ihren Erkenntnissen zugemessen wird. Übersehen wird dann leicht, was sie an Erkennt-

nissen beigetragen, vor allem aber, daß sie ein eigenes Thema entwickelt haben, das von der Routine der Forschung auf diesem Gebiet nicht wahrgenommen wurde. Das Vermessene, das man etwa in Canettis Forschungen zu erkennen meinte, findet ein Maß, wenn man bemerkt, daß er über das Überleben in einer Zeit nachdachte, die es mit allen Mitteln zum Schwersten zu machen suchte.

Die Temperamentslinie im Werk von Denkern des zwanzigsten Jahrhunderts nachzuzeichnen, darf als das durchlaufende Thema der hier gesammelten Porträts angesehen werden. Sie wollen jedoch nichts beweisen, handelt es sich doch in den meisten Fällen um Texte aus Anlaß von Geburtstagen oder Jubiläen. Die Gattung des Porträts, die heute noch in Tageszeitungen und Zeitschriften gepflegt wird, hat dabei eine Herkunft, die mindestens zwei Jahrhunderte zurückreicht. Ihre Wurzeln liegen in der Zeit der Aufklärung, im Gelehrtenporträt des achtzehnten Jahrhunderts, der sogenannten «Éloge», einer literarischen Gattung, die von Akademien und wissenschaftlichen Sozietäten gepflegt wurde. Die Lobrede auf Gelehrte war das Produkt einer tiefgreifenden Umwälzung im System des Ruhms, eines dramatischen Personalwechsels, der von der Aufklärung bewußt gefördert, ja propagiert wurde. Nicht mehr die Kriegshelden, nicht die Mächtigen sollten das Pantheon des Ruhms füllen, sondern die denkenden Individuen gleich welchen gesellschaftlichen Ranges. Der Ruhm sollte Männern und Frauen gehören, die sich in ihrem Tätigkeitsfeld Verdienste erworben, durch gedankliche Leistungen auf sich aufmerksam gemacht hatten. Man träumte von einer Demokratisierung des Ruhms durch Würdigung der wahren Verdienste.

Davon ist geblieben, daß in den Feuilletons Wissenschaftler und Literaten das Feld des Ruhms unter sich aufteilen aufgrund persönlicher, nicht streng disziplinar bewerteter Leistungen. Schriftstellerischer und gelehrter Ruhm lagen freilich in den Anfängen viel näher beieinander als heute, wie

die dafür exemplarischen Namen Buffon, Humboldt oder Mommsen bezeugen. Alle in diesem Band durch die Zufälle der Geburt vereinigten Namen sind der Beweis dafür, daß solche Durchdringung von literarischen und theoretischen Impulsen auch unter den unvergleichlich stärker reglementierten Bedingungen moderner Wissenschaft möglich bleibt. Welche Rolle auch immer in der Geschichte ihrer jeweiligen Disziplin für Wittgenstein, Aby Warburg, Kojève oder Carl Schmitt vorgesehen sein mag, das Bild, das sich aus dem Entwurf ihres Werkes für den ergibt, der sich ihm gleichsam unbewaffnet konfrontiert, trägt eine eigene Signatur, die es zu lesen gilt. Für eine solche Betrachtungsweise bleiben Person und Werk ungeschieden, wie sehr die Rezeption des Werkes sich auch verzweigt haben mag.

Statt daß der literarische Impuls sich in der Entfaltung eines wissenschaftlichen Werks abschwächen würde, wie man angesichts seiner zunehmend stringenten Formulierung annehmen könnte, verstärkt er sich noch einmal, sobald man die Summe für ein allgemeines Bewußtsein zu ziehen unternimmt. Wittgensteins Werk ist dafür beispielhaft. Je folgenreicher es in der Philosophiegeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts wurde, desto mehr hat es sich auch als Teil der Literatur der Zeit erwiesen, indem diese seiner Sprache auch dort folgte, wo gedankliche Gemeinsamkeiten nicht zu verzeichnen sind. Am Ende ist Wittgenstein ein Sprachereignis, sein Werk ein Sprachgebilde, das in den philosophischen Zusammenhängen nicht aufgeht, in denen es sich artikuliert hat. Solche Beobachtungen drängen sich auf, wenn es gilt, ein Bild zu entwerfen, das Werk und Biographie gleichermaßen umfaßt.

Nicht zufällig stellt sich solche Verlagerung von Gewichten an der Schwelle zu Nachleben und Nachruhm ein. Der hundertste Geburtstag ist die erste Hürde, die von den bedeutenden Köpfen einer Zeit als Probe auf ihren Eintritt in die Nachwelt genommen werden muß. In der Regel ent-

scheidet dieses Datum über Art und Dauer des Nachlebens, darüber, ob die betreffenden Köpfe jenseits ihrer wissenschaftsgeschichtlichen Position noch über einen geistigen Überschuß verfügen, der sie dem allgemeinen Bewußtsein gegenwärtig halten wird.

Mit Ausnahme jener «british spies», die in ihren kommunistischen Sympathien einem in ihrer Generation verbreiteten politischen Irrtum erlagen und deren Mentalität hier an dem bedeutenden Kunsthistoriker Anthony Blunt erkundet wird, dürften alle hier versammelten Denker die Chance anhaltenden Nachruhms haben. Der Grund dafür liegt wohl in dem erwähnten geistigen Überschuß, der sie auch aus den Sackgassen ihrer eigenen Theorien herausführt. Wenn die wissenschaftlichen Debatten um das jeweilige Werk mehr oder weniger zuende geführt sind, kann man sich mit besonderer Dringlichkeit die Frage stellen, welche Stützen für den Nachruhm es vorzuweisen hat. Es zeigt sich dann, daß es auch in einem noch so durchgearbeiteten Werk etwas Unerledigtes gibt, das sich erst in einer weiter ausgreifenden Zeitperspektive enthüllt. Und dies kann sich in unscheinbaren Details zeigen.

Die wenigen Zeilen, mit denen der Anthropologe Claude Lévi-Strauss mitgeteilt hat, daß er sich von einem unerbittlichen Kritiker der eigenen Kultur zu ihrem ebenso unnachgiebigen Verteidiger gewandelt habe, ist mehr als das biographische Dokument einer Ernüchterung. Es macht das eigene Werk, ohne es in Frage zu stellen oder zu revidieren, zum Schauplatz eines Geschehens, in dem sich das Werk lokalisiert, das aber weit über dieses hinausgreift. Die Vorgänge, die am Ende den Anthropologen zu einer Revision seiner Stellungnahmen zwingen, geben seinem Werk eine dramatische Wendung, die innerhalb seiner keinen Ausdruck finden konnte. Es handelt sich deswegen um eine literarische Geste, die dazu nötigt, das, was in einer wissenschaftlich womöglich unanfechtbaren Form gesagt wurde, von neuem zu

bedenken. Wäre die Verstrickung von wissenschaftlicher Erkundung und machtmäßiger Eroberung nicht das Thema der Forschungen des Anthropologen Claude Lévi-Strauss von Anfang an gewesen, so stünde die späte Erkenntnis wohl außerhalb seines Werks. So aber läßt sie sich für dessen weitere Aneignung fruchtbar machen.

Revisionen wie diese pflegt jedes Nachleben den scheinbar in sich geschlossenen Werken hinzuzufügen. Mit dem wachsenden Abstand zur Aktualität der originären Erkenntnisleistungen bedeutender Denker kann sich immer noch ein Gesichtspunkt zeigen, der sie neu zu lesen nötigt.

Frankfurt, 27. Oktober 2007

Henning Ritter